

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

8 (11.1.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 4

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 4. Karlsruhe, Montag den 11. Januar 1909. 29. Jahrgang.

Anselmus Storch und die fünf gewaltigen Gesellen.

Einem alten lustigen Märlein nachgezählt von H. Walter-Freyr.

(Schluß.)

Unterdessen hatte der König in allen Zeitungen seines Landes bekannt machen lassen, daß er für seine Tochter einen geeigneten Gemahl suche und zwar solle der sein Schwiegersohn werden, der seine Tochter im Wettlauf besiegen könne. Der König hatte, wie viele seinesgleichen, eine Freude an solchen Kunderien. Und das ist schon verständlich, denn wohin sollte er mit seinen Gedanken und Einfällen, da er sie doch nicht in ernste Arbeit umsetzen konnte.

Anselmus Storch drückte keine Ueberlegungen des jährrigen Erlasses wegen. Er dachte sich: wenn ich des Königs Schwiegersohn werden kann, was hätte ich weiter für Not! Frieh gewagt ist halb gewonnen!

Er kaufte sich für den letzten Gulden ein neues Kleid und schritt gar stolz zu Hofe. Dort gab er seinen Wunsch zu Protokoll und bemerkte zum Schluß, sein Diener würde für ihn laufen.

„Wie Ihr wollt, Herr,“ antwortete der Minister, „doch weigert sich nicht, daß Ihr im Falle des Unterliegens beide sterben müßt.“

Damit war Anselmus Storch gnädig entlassen. Und am andern Tage begann der Wettlauf.

Das Volk hatte sich aus der ganzen Stadt versammelt und erwartete neugierig das wichtige Ereignis. Anselmus klopfte dem Käufer die Wange: „Halte dich brav, lieber Käufer, es ist dein und mein Glück.“

„Will ich schon tun, Freundlichkeit,“ sagte der Käufer und schnalzte sich das zweite Bein an.

Dann stiegen hell die Fanfaren vom Schloß, und die Königstochter kam und stellte sich bereit. Darauf gab man den beiden je einen leeren Krug, damit sollten sie zum fernem Fluße laufen und ihn gefüllt zurückbringen. Wer aber dann der erste sei, der zurückkehre, der habe den Wettlauf gewonnen, so verkündete der Minister.

Die beiden liefen, das heißt der Käufer fuhr dahin wie der Sturmwind fährt. Und nach ein paar Sekunden war er verschwunden. Die Königstochter aber lief nicht schneller wie jeder andere Mensch auch laufen kann. Der junge Geißel beugnete ihr schon auf der Hälfte des Weges mit seinem gefüllten Wasserkrug, da dachte er bei sich: Ich will sie nicht gar zu sehr verletzen, sie soll mir erst nachkommen. So legte er sich lang auf die Erde, denn er war müde geworden und schob sich einen Feldstein unter seinen Kopf. Aber plötzlich — ehe er sich dessen versah, war er eingeschlafen.

Nun kam auch die Königstochter mit ihrem gefüllten Krug. Wie sie den Gefellen schlafen sah, lief sie schnell zu ihm und goß seinen Krug mit Wasser aus, dann eilte sie dem Ziele zu. Der Schütz aber hatte mit seinen scharfen Augen alles gesehen. Flugs lud er seine Büchse, zielte und schoß dem Käufer den Stein unter dem Kopfe weg. Davon erwachte der Käufer. Als er sah, was sich zugetragen hatte, eilte er wie ein Blitz zum Fluße hinab, füllte den Krug sprang zurück und erreichte noch vor der Königstochter das Ziel.

Der Wettlauf war entschieden und Anselmus Storch hätte der Prinzessin nun ruhig einen Fuß geben können. Er hätte es auch getan — wenn der König es nicht verhindert hätte. Denn der König war wütend über sein vorzügliches Versprechen und mit dem Wothalten nahm er es nicht so genau. Dieser abgekankte Landknecht, dieser Köbelskerl, dachte er, der kann sich ein Mädel holen, das zu ihm paßt. Meine Tochter ist mir doch zu lieb für diesen Durcheinander.

Aber nach außen machte der König eine zufriedene Miene: „Mein lieber Sohn,“ nannte er den Anselm, „mein lieber Sohn, ruf deine Diener zusammen. Ich habe euch in meinem Schloße ein köstliches Mahl herrichten lassen. Beißt euch.“

Wohlich ein köstliches Mahl! In der Schreckenskammer, die ganz aus Eisen war, hatte man es hergerichtet. Anselmus und seine fünf Gesellen merkten nichts Böses. Sie setzten sich fröhlich zu Tisch und ließen's sich wohl-schmecken. Da wurden plötzlich von außen die Türen zugeschlagen und fest verriegelt und unter dem Schzimmer entzündete man ein gewaltiges Feuer, daß Fußboden und Wände glühend heiß wurden. Die sechs Esser lachten lustig; denn das kleine Männlein hatte seine Mütze mitten auf den Kopf gesetzt. Die Hitze wurde durch die Kälte, die nun entstand, niedergeschlagen und eine angenehme Nibbe blieb im Zimmer.

Nach ein paar Stunden ließ der König die Türen öffnen. Wie erschrad er aber, als Anselmus Storch und seine fünf Gesellen ihn lachend begrüßten! Doch sammelte er sich schnell und begann listig: „Lieber Sohn, verzichte auf meine Tochter. Ich will dir soviel Geld geben, wie einer deiner Knechte auf dem Rücken forttragen kann.“

„Damit bin ich wohl einverstanden, Herr König,“ sagte Anselmus Storch. Schnell rief er alle Schneider der ganzen Stadt zusammen und befahl ihnen, ohne Säumen einen riesigen Sack zu nähen.

Als nach vierzehn Tagen der Sack fertig war, nahm der Starke, der Pünne anschnippen konnte, den Sack auf die Schulter und ging an den Hof.

Der König sah ihn antraben und rief voll Entsetzen: „Was ist das doch für ein gewaltiger Kerl! Ach, lieber Gott, wieviel Gold wird der mit fortzuschleppen.“ Da befohl er, eine Tonne Gold herzubringen, die mußten sechzehn der stärksten Männer hertragen. Aber der Riese packte sie mit einer Hand, stopfte sie in den Sack und schimpfte: „Weshalb bringt ihr nicht gleich mehr? das deckt ja kaum den Boden!“ Da ließ der König nach und nach seinen ganzen Schatz herbeibringen. Den schob der Riese auch in den Sack hinein. „Schafft mir mehr,“ fluchte er, „die paar Brocken füllen nicht!“ Da mußten noch siebenhundert Wagen mit Gold aus dem ganzen Reiche zusammengefahren werden. Die stecte der Riese samt den vorgepaunten Ochsen in den Sack hinein. „Ich will's nicht lange ansehen,“ meinte er, „und nehmen, was kommt, damit der Sack nur voll wird. Und will den Dingen auch ein Ende machen. Man bindet wohl mal einen Sack zu, auch wenn er noch nicht voll ist.“ Dann huckte er ihn auf den Rücken und macht sich mit seinen Gefellen eiligst fort.

Aber der König ergrimmte sehr und schickte zwei Regimenter Soldaten den Flüchtlingen nach. Als die sie eingeholt hatten, schrie der Hauptmann die sechs an: „Ihr seid Gefangene. Im Namen des Königs. Legt den Sack nieder oder ihr werdet zusammengehauen!“

„Was sagst du?“ sprach da der Wäfer, „wir wären Gefangene? Et, eher sollt Ihr doch sämtlich in der Luft herumtanzeln!“ Damit hielt er das eine Masenloch zu und blies mit dem andern in die beiden Regimenter, daß sie auseinanderfuhren und in die blaue Luft hinein über alle Berge weg, der eine hierhin, der andere dorthin.

Auch der Werbermeister, der dem Anselm die drei Gulden gegeben hat, zapfelte in der Luft und schrie ganz jämmerlich: „Anselmus Storch, hilf mir doch! ich bin kein schlechter Kerl! ich hab das nicht verdient!“

Da ließ der Wäfer ein wenig nach, so daß der Werber wieder langsam auf die Erde kam.

„Hier, Herr Korporal,“ sagte Anselmus Storch zu ihm, „hier habt Ihr eure drei Gulden zurück. Bringt sie dem generösen König und grüßt ihn schön von mir.“

tun sie auch nicht hinein. Ich bediene mich nicht gerne weiblicher Personen zu Botengeherinnen; die müssen alles so in der Hand tragen oder im Ledertäschchen; und dann der Zimmer, wenn sie was verlieren oder ihnen das Täschchen von einem Galgenstrick abgewickelt wird. Und was den Haushalt angeht: Wer keinen Sack hat, der sammelt nicht, der zerstreut. Aber die Frauen sagen, sie könnten nichts dafür, die Schneiderin mache ihnen die Sätze einfach nicht ins Gewand, sie sage, sie sei keine Sädlerin, sie sei Kleidermacherin und habe nur darauf zu sehen, daß die Mode gut steht.

Ich hatte einmal einen Schneider, der wollte mir in den Rock keine inwendige Tasche machen; ich läte doch nur ein großes Buch hineinstecken und das verschandte den schönen Rock. Gut. Ich begegnete nachher meinem Schneider öfter und tu' nichts dergleichen. Und als er einmal darauf anspielte, daß die Kunden nicht mehr Rechnungen begleichen wollten, meinte Antwort: „Das glaube ich. Auch ich kann den Anzug nicht zahlen, weil ich kein Geld bei mir habe. Ich habe nämlich keinen Sack, um die Brieftasche einzustecken.“ Das hat er verstanden und mir nachträglich den Sack in den Rock genäht. Eine Dame, die ich in diese Klageschrift eingeweiht, behauptet, ich läte wie alle Herren in solchen Dingen stark übertrieben; sie behauptet, auch in Frauenkleidern gebe es Taschen. Es wird am Ende doch so sein. Wie könnten die Frauen uns Männer in den Sack stecken, wenn sie keinen hätten?“

Aus den Witzblättern.

„Jugend.“

Frau Hauptmann v. K. liegt nach Tisch auf der Chaiselongue, als ihr fünfjähriger Wubi freudestrahlend mit den Worten hereinkürzt: „Mutti, Mutti, ich kann jetzt schon ein Pferd pufen, ganz wie Wilhelm!“ (Wilhelm ist der Pferdebutse). Als die Mama an diese Fähigkeit ihres Söhnchens durchaus nicht glauben will, gibt Wubi nicht eher Ruhe, als bis sie sich bereit erklärt, sich von seinem Talent an ihrem eigenen Körper überzeugen zu lassen. Sie muß sich umdrehen, sich mit dem Gesicht nach unten auf die Chaiselongue legen, und Wubi beginnt nun, nach allen Regeln der Kunst vorchriftsmäßig zunächst die rechte Seite der Mama zu streicheln und zu pufen. Als er mit der rechten Seite fertig ist, versucht er zunächst sein Opfer, wie er es bei Wilhelm gesehen hat, durch einen kräftigen Klaps auf die hierzu geeignete Stelle zum Umdrehen zu bewegen, und als Mama ihn entsetzt und verständnislos ansieht, verdeutlicht er seine Intentionen durch die — getreu nach Wilhelm — kräftig und energisch vorgebrachte Aufforderung: „nun, du Nas!“

Literatur.

Von der „Neuen Zeit“ (Stuttgart, Paul Singer) ist das 15. Heft des 27. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes heben wir hervor: An der Jahreswende. — Die elektrotechnische Revolution der Gegenwart. Von M. Madimjon. — Abschaffung aller indirekten Steuern auch für die Gemeinden. Von Karl Ulrich (Offenbach a. M.). — Zur Reform der Strafprozessordnung. Von Hugo Heinemann. — Literarische Rundschau: Dr. Ludwig Reimhardt, Vom Nebelstod zum Menschen. Band 1: Die Geschichte der Erde. Band 2: Das Leben der Erde. Von ew. S. Prokopowitsch, Rabotscheje dwischenije w Germanii. Von Njasanoff, Georges Sorel, La decomposition du Marxisme. Von A. J. Heinrich Hertner, Die Arbeiterfrage. Von K. K. — Notizen: Unfallrisiko und Maschinenarbeit. Von Richard Woldt. — Zeitschriftenschau.

Von der „Gleichheit“, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen (Stuttgart, Verlag von Paul Singer), ist uns Nr. 7 des 19. Jahrgangs zugegangen.

Für unsere Mütter und Hausfrauen: Hoch auf schwindigen Stegen. Von Franz Grillparzer. — Gehirnforschung und Schulpflichtbeginn. Von M. S. Waage. — Ueber Zähne und Zahnpflege. Von Dr. Karl Stein. — Die Mutter als Erzieherin. — Feuilleton: Vorgeahnt. Von Franz Niederich. — Die Schlacht bei Sempach. Von Philipp Langmann.

Für unsere Kinder: Fünf Dinge. Von Wolfgang Götze. (Gebicht.) — Neujahresnacht. Von Brand. — Hans Jörg. Von E. Freygang. (Gebicht.) — Räuber und Soldaten. Von Ernst Almsloh. — Der Wind und die Fensterheibe. Ein Märchen von Eugen Lewin. — Gesellschafts Leben der Tiere. — Zuckerkuchen. Von Friedrich Gull. (Gebicht.)

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pf.

Quaden und Markomannen gedrungen zu sein, die an jene Wäldergränzen angränzten und die dann vermuthlich dem laugen moogenäandischen Kleidungsstück die ihrer Dose ähnliche, im ganzen Abendlande durchgedrungene enge Form gaben.

Allerlei.

Ein Gemüsegarten mit elektrischer Heizung. Von einem Gemüsegarten ungewöhnlicher Art weiß die „Electrical World“ aus Turbine (Canada) zu berichten. Sein Erbauer, namens Hartmann, hat unter einem Mistbeete sieben Heizkörper angeordnet, die bei einer Spannung von 110 Volt einen Strom von 15 Ampère Stärke verbrauchen. Die Einrichtung ermöglicht es, den Erdboden auf einer Temperatur zu erhalten, die merklich höher ist als diejenige der umgebenden Luft; die Vegetation wird auf diese Weise beträchtlich gefördert. Ob das Verfahren aber wirtschaftlich lohnend ist, erscheint recht zweifelhaft.

Das wertteste Familieneben. Was für gemütsinnige Gesäßtsteute unser deutsches Volk unter sich hat, die seinen geheimsten Wünschen Ausdruck verleihen (und so herzlich), beweist folgendes vom „Kunstwart“ veröffentlichte Zirkular:

„Sehr geehrte Frau! Gestatten Sie uns, Ihnen die herzlichsten Glückwünsche zu dem freudigen Ereignisse in Ihrer Familie zu überreichen. Wir haben aus ähnlichem Anlasse eine hochfeine, echt goldene Brosche mit echter Perle und Steinen anfertigen lassen, welche auf der Rückseite die Inschrift trägt: „Zur Erinnerung an mein Jüngstes.“ Wir senden Ihnen dieses hübsche Schmuckstück gerne frei zur Ansicht zu und stellen nur die Bedingung, es unfrankiert zurückzugeben, wenn dasselbe nicht Ihren Beifall findet. Diese Brosche, deren Wert über 16 Mk. beträgt, liefern wir im Interesse unserer Bestrebungen zu etwa 1/2 des realen Wertes. Diese Brosche wird auf unsere Anregung in den feinsten Kreisen getragen.“

Hochachtungsvoll
Direktor Otto Nedenzin

Bureau zur Vertiefung des Familienlebens
Berlin SW., Charlottenstraße 97.

Das Bureau scheint uns einem wirklichen Bedürfnisse abzuhelfen. In der kapitalistischen Hebe haben gar viele Leute keine Zeit und kein Talent mehr, ihre Familienleben selbst zu vertiefen. Da man für Geld alles haben kann, warum nicht auch etwas fürs Gemüt, sagt sich der Mann, der das Nötige dazu hat. Und kauft sich einen Haussegel, die Klaffler oder Otto Nedenzins echten Brustschmuck zu 1/2 des wirklichen Wertes.

Ein Mantel der Frauen. Der es herausgefunden hat, ist der alte Peter Rosegger, und was er damit meint, das erzählt er in seinem „Heimgarten“ in folgender ergötzlicher Weise: „Die Frauen haben einen Gut, der freilich keiner ist und der als Fremdkörper auf dem Kopf überflüssig ist und der sie in einen Sack. Es ist eigentlich unglücklich. Mit allen denkbaren Dingen sind ihre Kleider ausgestattet, aber sie haben keinen Sack. Wenn sie auf den Markt eintausen gehen, so müssen sie das Geld in der Hand vor sich hinstrecken oder in einem Ledertäschchen oder Röschchen, das sie natürlich alle Augenblick verlieren. Ich habe im Gewand, das mir am Leibe sitzt, nicht weniger als 18 Taschen: in der Hofe zwei, in der Weste drei, im Rock fünf und im Ueberrock drei. Und ich brauche alle. Die Sachen, die ein Mensch stets bei sich tragen muß, sind in den Säcken so verteilt, daß sie nirgends nach außen einen Knoten zeigen. Es geht ganz gut. Und bei den Frauen soll es nicht gehen, da — sagt die Schneiderin — ließe sich nirgends ein Sack anbringen, nicht einmal im faltigen Mittel. Und es soll immer so gewesen sein. Zur Zeit der Krinolone — wieviel Raum zwischen Kleid und Körper, aber für den Sack war keiner. Dann kam was aus Frauengewand, das stand wie ein Kameleiden hinten hinaus, ganz kolossal, ein Duzend voller Taschen hätte drin Platz gehabt — in der Tat war nicht ein einziger Sack vorhanden.“

Auch die Bäuerinnen sind nicht glücklicher. Erst wenn sie alte Kleider sind, legen sie sich zwei Mittelsäcke zu, in denen sie ihre Notwendigkeiten ganz bequem herumtragen. Das junge Bauerntweib steckt auf dem Rückgang sein Geldtäschchen hinter dem Nieber in den Busen hinauf. Taschentuch und Gebetbuch trägt es in beiden Händen vor sich her. In der Taffetschürze haben manche zwei Täschchen eingenäht, aber die sind so klein, daß gar nichts darin Platz hat, als etwa ein Fingerhut und ein

Der Werbemeister machte eine tiefe Verbeugung, streckte die drei Gulden in seine eigene Tasche und kumpelte von dannen.

Die sechs aber teilten den Reichtum unter sich, zogen in andere Länder und sind nicht wiedergekommen.

Als der König aber die Kunde erhielt, wie Anselmus Storch und seine Gesellen mit den Regimentern umgehungen waren, da nickte er mit dem Kopfe und sagte: „Ja, das sind Kerle, das sind Kerle die kommen durch die ganze Welt!“

Das Werden der Welten.

Ein neues Buch über Weltbildung! Das wievielte eigentlich? Jedes Jahr erscheint eine ganze Reihe solcher Bücher und sieht man sie sich näher an — zumeist hat man das gar nicht mehr nötig, weil sich ein großer Teil dieser Bücher auf den ersten Blick leider als Produkte übergeschnappter Sinne charakterisieren — dann ist im mildesten Falle nichts und fast nie etwas neues. Es ist höchst selten, daß verständige Leute darüber schreiben, noch dazu populäre Bücher. Selbst in wissenschaftlichen Kreisen ist das Schreiben und Sprechen, ja die bloße Beschäftigung mit dem Thema des Werdens der Welten fast schon verpönt. Das Vorjahr hat uns aber doch ein Buch gebracht, das der Name eines Mannes deckt, der in der wissenschaftlichen Welt ein großes Ansehen genießt. Prof. Arrhenius in Stockholm hat ein Buch verfaßt über „Das Werden der Welten“, das auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist und erhebliche Erfolge erzielt hat. Um es kurz zu sagen: Arrhenius' Buch ist eines von den seltenen Büchern, das man — einmal angefangen — einfach verschlingt. Es hält die Mitte zwischen streng wissenschaftlichen und allgemein verständlichen Büchern und das ist m. E. in diesem Falle das Richtige. In einem ganz rein wissenschaftlichen Werke kann man der Phantasie nicht denjenigen Spielraum geben, dessen man bedarf, um über die Schwierigkeiten hinwegzukommen, welche unsere Wissenschaft nach ihrem jetzigen Stande unbeantwortet läßt. Auch ist es nicht Mode und wird von den Wissenschaftlern faßel angesehen, wenn ein Buch mit allzu großem poetischen und ideenreichen Schwung den Dingen zu Leibe rückt, obwohl man nun allmählich bald gelernt haben sollte, daß die bedeutendsten und besten Werke unserer Großen so geschrieben sind. Und daß es auch in der Forschung ohne eine blühende Phantasie nicht abgeht, das lehren die Arbeiten und Werke unserer besten und exakten Naturforscher. Wir nennen da — um nur ein paar herauszugreifen — bloß die Namen eines Kepler, eines Darwin, eines Maxwell und eines Helmholtz. Im Arrhenius' Buch ganz als populäres zu schreiben, dürfte es nicht so tief in die Fortschritte unserer Wissenschaft hineingreifen und die Grenzen unseres Wissens überschreiten. Es ist ja weniger der Mangel des Buches, als die bedauerliche Tatsache, daß der Laie nicht die erheblichen Vorlesungen hat, um überall den Ausführungen des Verfassers zu folgen. Wollen wir das aber voraussetzen, so dürften nicht viel gute naturwissenschaftliche Bücher gelesen werden können. Es bleibt also vielfach ein Rest, mit dem sich der Leser im Hinblick auf den vorzüglichen Namen des Verfassers abfinden muß, den er als Glaubenssache hinnehmen muß, wie er so vieles glaubt, was noch lange nicht so gut fundiert ist. Oder er muß sich auf beschwerlicherem Wege diejenigen Vorlesungen aneignen, die ihn in den Stand setzen, den Ausführungen vollinhaltlich zu folgen.

Das Buch stellt sich die Aufgabe, ein einheitliches Weltbild auf Grund der neuesten Ergebnisse der Naturforschung im großen Stile zu entwerfen. Es ist selbstverständlich, daß ein solcher Versuch ohne gewisse Hilfsannahmen, die aber meist mit guten Gründen verteidigt werden, nicht auskommen kann. Arrhenius gerät dabei auch manchmal in Widerspruch mit anderen hervorragenden Forschern, so daß sein Weltbild natürlich nicht darauf Anspruch machen kann, die endgültige Fassung in allen Punkten darzustellen. Aber welches Buch kann neue Theorien bringen, ohne daß davon später etwas sich als verbesserungsbedürftig erweist? Diesen Anspruch haben selbst die hervorragendsten Werke der größten Forscher nicht machen können. Am großen und ganzen aber erscheinen doch die Ansichten Arrhenius' über das Werden der Welten wenigstens in der Richtung des Endgültigen zu liegen, und das ist schon etwas!

In einem ersten vorbereitenden Abschnitt schildert Arrhenius die vulkanischen Erscheinungen und die Erdbeben, wobei u. a.

die wichtigsten Themen den Bau und die geographische Verteilung der Vulkane, sowie die Temperatur und die Zusammensetzung des Erdinnern bilden. Er kommt dabei zu der Ansicht, daß die Erde eine feste Kruste von etwa 50—60 Kilometer Dicke habe und daß das Innere gasförmig sei. Diese inneren gasförmigen Massen müssen aus den schwersten metallischen Dämpfen, vornehmlich aus Eisen, bestehen und wegen des überlastenden Druckes so komprimiert sein, daß ihre Zusammendrückbarkeit äußerst gering ist. In diesem Zustande müssen sie sich ungefähr wie ein äußerst zähflüssiges Magma verhalten und in gewisser Hinsicht noch am ehesten mit festen Körpern vergleichbar sein. Unserer Vorstellung ist allerdings dieser Zustand schwer zugänglich, weil wir solche Stoffe auf der Erdoberfläche nicht kennen.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit den Weltkörpern und der Erde als Wohnstätten lebender Wesen. Die Besprechung der Temperaturverhältnisse und der Atmosphären auf den Planeten bilden den Hauptinhalt. Es ist bemerkenswert, zu welchen interessanten Ausblicken die physikalisch-chemische Betrachtung der in Betracht kommenden Naturprozesse führt. Er hofft Arrhenius doch aus dem stets erhöhten Kohlenverbrauche und anderen Vorgängen, die den Kohlenäuregehalt der Luft erhöhen müssen, Zeiten mit gleichmäßigeren und besseren klimatischen Verhältnissen, besonders in den kälteren Teilen der Erde; „Zeiten, da die Erde um das Vielfache erhöhte Ernten zu tragen vermag, zum Nutzen des rasch anwachsenden Menschengeschlechts.“ Wenn man's so hört, möchte es phantastisch scheinen. Genauerer Hinsicht aber zeigt, daß die Schlussfolgerungen auf ganz plausiblen Grundlagen aufgebaut sind.

Der Hauptfaktor für das Leben ist natürlich die Licht- und wärmependende Sonne, mit der sich daher der dritte Abschnitt des Buches befaßt. Es ist eines der interessantesten Probleme, zu ermitteln, auf welche Weise die Sonne die ungeheuren Mengen von Energie erseht, die sie in jedem Augenblicke in den kalten Weltraum hinausstrahlt und von der der zweitausend-millionste Teil genügt, das ganze Leben auf der Erde zu erhalten! Dieses interessante Kapitel würde natürlich hinreichen, eine ganze Reihe von Artikeln zu füllen; hier müssen wir uns verlagern, darauf einzugehen, wie Arrhenius zu seinen Erklärungen kommt. Das Ergebnis ist, daß die in der Sonne unter außerordentlichen Umständen sich befindliche Materie eine enorme chemische Energie besitzt, millionenmal größer als die unserer energiereichsten Sprengmittel, wie Dynamit und Nitratpulver, die wahrscheinlich die Wärme- und anderen Verluste der Sonne während Billionen von Jahren zu decken imstande ist.

Nun übt bekanntlich das Licht wie jede andere Strahlung einen Druck auf die bestrahlten Körper aus. Haben die Körper gewisse Größen, die sehr klein sind — für Lichtstrahlung Größen um etwa ein Zehntausendstel-Millimeter im Durchmesser herum —, so werden diese Körperchen mit der Strahlung hinweggeführt und gehen der Sonne verloren. Auf diese Weise erleidet sie enorme Stoffverluste, die aber wieder durch die einströmenden Meteoriten ausgeglichen werden, deren fortwährende Bildung im Weltraum aus den schwebenden kosmischen Staubmassen erfolgen soll. Diese Anschauung von der Bildung der Meteoriten ist eine der schwächsten Stellen der Arrhenius'schen Hilfsannahmen. Die Erklärung der Kometenschweife und der Struktur der Sonnenkorona mit Hilfe des Strahlungsdruckes ist unseren Lesern durch unsere himmelskundlichen Berichte bekannt. Es ist ganz zweifelsfrei nachgewiesen, daß die Vorgänge auf der Sonne starke Beeinflussungen irdischer Phänomene im Gefolge haben. Für den Erdmagnetismus und die Bildung von Nordlichtern liegen dafür indirekte Beweise vor. Arrhenius bringt auch die Erscheinung des Tierkreislichtes damit in Verbindung.

Nach diesen Anwendungen seiner Theorien auf die irdischen Phänomene lehrt unser Verfasser zu dem eigentlichen Thema zurück, der Weiterentwicklung der Welten. Trotz der enormen Energiemengen, die Körper wie die Sonne in sich bergen, und welche ausreichen, die Strahlungsverluste für ungeheure Zeiträume zu decken, wird der Zeitpunkt mal eintreten, an welchem auch diese Speicher an Energie erschöpft sein werden. Sie kommen dann in den Zustand der Planeten, wie ihn z. B. unsere Erde jetzt durchmacht. Dann sind die Bedingungen gegeben für ihre Bewohnbarkeit und organisches Leben kann und wird sich auch höchstwahrscheinlich auf ihnen ausbreiten, dessen verwandliche Züge mit dem unsrigen (vergleiche den letzten Abschnitt des Buches) sich nicht ganz verwischen werden. Democh

wird die Lebewelt auf solchen erfallenden Sonnen andere Züge in sich aufnehmen müssen, denn es fehlt ja das Licht, das wir glücklichen Erdbewohner von der Sonne empfangen. Es wäre für einen phantasiebegabten, naturwissenschaftlich gebildeten Romanschriftsteller eine reizvolle und dankbare Aufgabe, ein solches Leben zu schildern.

Die erfallende Sonne wird auf ihrer Wanderung durch den unendlichen Weltraum mit einer anderen zusammenstoßen. Das Schauspiel erleben wir fast alle Jahre, doch merken davon die meisten nichts, weil es sich um lichtschwache Phänomene handelt, die nur in Fernrohren zu beobachten sind. Aber wir alle haben ein solches Ereignis miterlebt, das sich vor unseren Augen abspielte: Das Aufleuchten des neuen Sternes im Perseus im Jahre 1901, der an Helligkeit alle anderen Sterne mit Ausnahme des Sirius übertraf. Die Untersuchung solchen Zusammenstoßes läßt erkennen, daß diese Prozesse zu einer Auflösung der Körper führen müssen. Erfolgte der Zusammenstoß der beiden Körper zentral, so werden dünne Nebelmassen den Endzustand bilden, die riesige Räume erfüllen können. Dringen bei ihrer Wanderung Sterne in solche Nebel ein, so bilden diese Aufsaugungszentren für den umgebenden Nebelstoff. Meist aber wird der Stoß nicht zentral sein, sondern seitlich erfolgen. Dann entstehen sich drehende Nebelmassen, die eine spiralförmige Struktur annehmen. Man kann der Prozeß von neuem beginnen. Die Nebelmassen werden konzentriert und gehen in kometenähnliche Körper über; der Kreisprozeß beginnt von neuem.

Wir können in diesem endlosen Gang der Dinge weder einen Anfang noch ein Ende wahrnehmen. Das erfüllt uns aber mit der Ueberzeugung, daß auch das Leben im Weltensinne ein ewiges und unzerstörbares ist. Denn wenn immer wieder die Bedingungen seines Bestehens und der Fortentwicklung gegeben sind, dann ist nicht einzusehen, warum es nicht dort wieder aufsteigen soll. Die Erhaltung des Lebens ist durch die Ausführungen des letzten Abschnittes des Buches sehr plausibel gemacht. Wir wollen jetzt darauf verzichten, diesen interessanten Gegenstand weiter zu erörtern, sondern ihn einem besonderen Aufsätze vorbehalten. Wir werden sehen, daß sich auch hier wieder die Theorie Arrhenius in den Einzelheiten als sehr glücklich erweist, ein Umstand, der natürlich sehr geeignet ist, sie zu stützen. Die außerordentlich gehaltenen Erörterungen des Verfassers haben wir hier natürlich nur in den allgerühmtesten Zügen vorführen können. Die Einzelheiten bieten des Interessanten so viel, daß die Lektüre des Buches geeignet ist, den Leser lange Zeit zu beschäftigen und zum Nachdenken anzuregen. Ist das Thema doch an sich schon ein interessantes, daß jeder Mensch an ihm einen Anteil nehmen muß, soweit er überhaupt geistige Interessen hat. Und wir wünschen, daß sich recht viele finden mögen, die an diesem außerordentlichen Buche Anteil nehmen. Helig Linke.

Wenn man nach schönen Mädchen schaut.

Wenn man nach schönen Mädchen schaut. Wir lesen im „Wiener Extrablatt“: Der städtische Motorführer J. V. stand vor dem Bezirksrichter der Josefstadt unter der Anklage, aus Unachtsamkeit bei der Kreuzung Linienstr. und Reichstr. die Hörer der Medizin P. V. überfahren zu haben, der unter die Schutzvorrichtung geriet und mehrfache Hautabschürfungen davontrug.

Richter: „Ist das richtig?“ Angeklagter: „Er ist nur selber schuld, ich hab' ein Signal nach dem andern gegeben, alles unsonst, der junge Mann bleibt mitten auf dem Weis stehen, schau u. a. in schönen Mädel nach und 's Malheur war fertig! Ich bin sofort stehen geblieben, weil ich langsam gefahren bin.“

Der Verteidiger bezieht sich auf einen Zeugen, den Aufleger A. A.

Richter (zum Zeugen): „Was wissen Sie über den Unfall?“

Zeuge: „Vor allem, Herr Richter, muß ich angeben, daß ich ein geborener Erbskind von allen Motorführern bin . . . aber . . . der Wahrheit alle Ehre: Der ist wirklich unschuldig.“

Richter: „Woraus schließen Sie das?“

Zeuge: „Es was is mir noch nie vorgekommen: Neger die Straßen ist a wunderschönes Mädel gängen . . . da hat sich der Student in die förmlich verschaut . . . wie angegäubert bleibt er mitten auf dem Weis stehen, hört nichts und schaut und

schaut nach dem schönen Mädel . . . die ist an dem ganzen Unalid schuld, nicht der Motorführer!“ (Weiterleit.)

Auf Grund dieser bestimmten Aussage fällt der Richter einen Freispruch. —

Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Lehars neue Operette, die den vorläufigen Titel: „Das Fürstentum“ (Text von Viktor Leon) führt, ist nunmehr fertiggestellt. Anfänglich sollte die Uraufführung bis spätestens zum 22. Dezember am Wiener Johann Strauß-Theater stattfinden. Dieser Termin konnte jedoch nicht innegehalten werden. Es schweben nun Verhandlungen zwischen Direktor Palfi vom Neuen Operetten-Theater und dem Komponisten, um die erste Aufführung in Berlin zu ermöglichen.

Aus urhistorisches.

Wie die alten Deutschen zu ihren Hosen kamen. Im letzten Heft der „Zeitschrift für deutsche Philologie“ hat der Wiener Germanist Professor Kaufmann eine Abhandlung „Zur altgermanischen Volkstracht“ veröffentlicht, die u. a. über die Frage, wie bei unsern Altvordern die verschiedenen Formen der Hosen zur Einführung gelangten, interessante Angaben enthält. Von Verschiedenheit der Hosen ist dabei nicht nur im tatsächlichen, sondern auch im geschichtlichen Sinne die Rede, insofern die beiden wichtigsten Hosenformen, die kurze „Kniehose“ und die lange Hose, verschiedenen Ursprungs sind und zu verschiedenen Zeiten von den Germanen übernommen wurden. In der ältesten, vorgeschichtlichen Zeit waren Hosen in unserm Sinne den Germanen überhaupt unbekannt. Sie besaßen zwar das Wort, bezeichneten aber damit keine Beinhiüllen heutiger Form, sondern lediglich hülsen- oder schotenförmige, aus losen Bappen gebildete Unterschenkelhiüllen, die mit Schürren umwickelt an die Waden angelegt wurden. Diese Hosen waren zum Teil aus Wolle oder Leinen; außerdem aber gab es ebensolche „Weinbergen“ aus Leder, die wohl ein Trachtstück der berittlenen Wehrmänner bildeten und ihre behaarte Seite nach außen lehrten; man hätte also diesen Germanenkriegern kein Unrecht getan, wenn man sie „Rauhbeine“ genannt hätte. Diese Hosen waren zumeist aus Rinds- oder Bockleder und es ist zweifellos noch ein Nachklang aus jener ältesten Zeit, wenn der Niederdeutsche das „Paar Hosen“, an dem der Sprachgebrauch ja auch trotz der heutigen Form dieses Kleidungsstückes harinädig festhält, als „Buckse“ = buckhose (vergl. englisch buckskin) bezeichnete.

Ein weiteres althochdeutsches Wort für dieses Kleidungsstück war „Fizzel“ oder „Fegzel“, das wahrscheinlich mit der „Fessel“ der Pferde zusammenhängt und sich in bayerisch-österreichischer Mundart bis heute als „Fössel“ in der Bedeutung „Wadenstrumpf“ erhalten hat. Das germanische Wort für das die Oberschenkel bedeckende Kleidungsstück war das noch heute in verschiedenen Mundarten erhaltene „Bruch“ (vergl. englisch „breeches“), das aber ebenfalls keine Hose, sondern eher ein (dem schottischen Kilt ähnliches?) Schamantuch bezeichnete.

Die erste Form, in der die Hose bei den Germanen getragen wurde, ist weder aus diesem noch aus jenem Kleidungsstück hervorgegangen, sondern wurde zweifellos von den Germanen ebenso wie von den Römern aus Gallien entlehnt, wo die enge Kniehose nach den vorhandenen Zeugnissen schon früh — wenigstens seit dem 3. Jahrhundert vor Chr. — in Gebrauch war und das in den lateinischen Quellen als das „behoite Gallien“ (Gallia braccata) erscheint. Diese Hosenform war längstens zur Völkerwanderungszeit bei den Germanen allgemein angenommen, die auf sie das alte Wort „Bruch“ (brók) übertrugen. Gleichfalls aus dem Ausland endlich, aber aus weiter Ferne, stammt die jüngste Hosenform der Germanen, nämlich die lange Hose; sie stammt aus Südosteuropa und zwar von parthischen oder sarmatischen Völkern, die sie allerdings nicht in eng anliegender, sondern in morgenländisch-weiter Form seit alter Zeit trugen. Der römische Schriftsteller Lucan erzählt ausdrücklich von dem Germanenstamm der Bangvonen, daß diese die Sarmaten im Tragen ihrer Hosen nachahmten, und von dem Longobardenkönig Adalald von Venetien (616 bis 626) wird berichtet, daß er zuerst „parthische“, d. h. lange Hosen angelegt habe. Das waren freilich weit vorgeschobene und verprengte deutsche Stämme; zu den Germanen des heutigen Deutschlands scheinen die langen Hosen durch Vermittlung der